

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 41 (1937-1938)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Der Letzte der Combaz  
**Autor:** Chappuis, Edgar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662644>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

es sei kein Glück dort in den Städten — warum würden sie sonst alle fortbleiben?"

Ich schwieg. Eigentlich wollte ich widersprechen. Mein Schweigen passte nicht zum Troste, den ich der Emilia vorhin gegeben hatte. Aber vor diesen funkelnden Augen, in denen die Not aller Frauen des Tales zu liegen schien, erstarb mir jedes Wort. Ich fühlte, daß da nicht nur die Emilia litt, sondern mit ihr das ganze sterbende Volk der Täler ringsum. Und ich hätte mit dem armen Mädchen weinen mögen, hätte sie umarmen wollen, um ihr zu zeigen, wie sehr ich sie verstand. Aber wir Menschen des Nordens können das nicht, nicht einmal dann, wenn wir spüren, daß nebenan ein Mensch mit seiner ganzen Seele darnach hungert.

Wir gingen dann weiter. Der Abend senkte sich kühf schattend über die herbstliche Landschaft.

Mir kamen die nahen Bergwände plötzlich unheimlich vor, und es graute mir vor den kleinen, elenden Hütten, die das Dörflein bildeten, das Emilias Heimat war. Mir schien, das Elend schaue aus den blinden Fenstern. Die Frauen, die uns begegneten, grüßten still und freundlich, doch in ihren welken Zügen lag die stumme Anklage gegen das Schicksal, das sie einsam machte. Nur die Kinder, die fröhlichen, schwarzen Kinder von Cavignio sprangen uns lachend entgegen. Mir taten sie wohl — vielleicht aber zerriß ihr Lachen von neuem Emilias Seele.

"Buona notte", sagte sie einfach, nachdem ich ihre Einladung, in ihrem Häuschen zu Abend zu essen, abgelehnt hatte.

"Si, buona notte, Emilia!"

Wir hatten beide nasse Augen — aber das kommt manchmal so, wenn man Abschied nimmt.

### Herbstgang.

Ich habe mich ins freie Feld verloren,  
der Wind jagt mit den Tau um Schopf und Ohren,  
sein wildes Brausen um den Hochwald gellt.  
Die Tannen wiegen sich mit Haupt und Hüften,  
es fegt durch Stoppeln, steigt empor an Klüsten,  
in blauen Schleiern tanzt der Herbst von Feld zu Feld.

O weite Flur, du Garten aller Gärten,  
o Pfad und Feldweg, schönste aller Fährten,  
wohl, wer mit euch lebt, ist der Erde Sohn.  
Er wird im Frühling gläubig wissend pflügen,  
im Herbst heut ihm der Erde Frucht Genügen,  
denn Ernte ist der Mühen allerschönster Lohn.

Julius Zerfaß.

### Der Letzte der Combaz.

Von Edgar Chappuis.

Auf und ab, in regelmäßigem Gleichtakte hob und senkte sich die schwere Hacke. Wenn sie oben zwischen Himmel und Erde schwiebte, erglänzte sie im scheidenden Lichte des Tages. Wenn sie niedersauste, fraß sie sich in die harte, trockene Erde des Weinberges ein, lockerte sie und brachte neues Leben in den durch den langen Winter steif gewordenen Grund. Immerzu blitze es bald auf, bald wieder klang das Eindringen des Stahls, der beim Niedersausen auf hartnäckige Steine sprang, daß es ein dumpfes Klirren gab.

Franz Ludwig de la Combaz, der bald Achtzigjährige, schaffte noch wie ein Junger. Seit dem frühen Morgen befand er sich hier auf seinem Grund und Boden, auf seinem geliebten

Weinberg, hoch über dem blauen Genfersee, und nur über die Mittagsstunde hatte er sich zu einem kärglichen, kurzen Umbiß ins Haus begeben, um nachher sofort wieder das Land zu bearbeiten.

Die Sonne brannte ihm auf den gekrümmten Rücken, schien ihm in die dunkeln, von buschigen Brauen überschatteten Augen, ließ den Schweiß durch sein weißes, spärliches Haar über die von Wind und Wetter gebräunten Wangen rinnen; doch das alles focht ihn nicht an. Er war noch rüstig und gesund. Es war ja die schöne Heimat, in der er stand, umgeben von See und Bergen, über ihm das leuchtende Blau des Himmels, zu seinen Füßen der weite, lichte See mit seinen hellen Dampfern und zierlichen Barken, die wie



Metschwald: Matterhorn und Weisshorn.

Phot. A. Klopferstein, Adelboden.

Schemen über das Wasser glitten. Auf Augenblicke hielt Franz Ludwig in der Arbeit inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn, versank in Sinnen und schaute nach dem nahen Kirchturm seines Heimatdorfes St. Saphorin.

War es nicht schön, dazustehen, seine Arbeit zu verrichten, ein schlichter Landmann, der mit der Scholle verwachsen war, die er von den Vätern übernommen? Fürwahr! Er hatte sich seit seines Lebens nichts Besseres gewünscht.

Die Jahre waren gekommen und wieder ins Dunkel der Zeiten gesunken. Menschen waren geboren worden und aufgewachsen, andere hatte er zu Grabe getragen, viele liebe Verwandte und Freunde. Doch er hielt stand, zäh und fest, wie die Reben im braunen Grunde.

Die Sonne versank hinter der bläulichen Jurakette gegen Rolle zu. Ein kühler, erfrischender Wind strich über das Land, und im See kräuselten sich die Wellen lebhafter und stärker, als atmeten sie nach der Hitze des Tages wohlig auf. Nur noch an den Zacken der Savoyerberge glänzte das Licht des Tages noch einmal in erhöhtem Schimmer, dann erlosch es auch dort oben in der Welt des ewigen Schweigens, und aus der

Tiefe krochen die Schatten der Nacht wie tastende Hände langsam aufwärts.

Franz Ludwig stand, die Arme auf die Hacke gestützt, da. Das Leben war gut hier, einfach und ungekünstelt, eins mit der Natur, eins mit der Heimat, die man liebte, bebaute und in die man einst gebettet wurde, wenn die Zeit gekommen war.

Langsam und bedächtig trappete er über die wackligen Weinbergtreppen und durch die schmalen Wege, die noch das warme Sonnenlicht aussströmten, seinem nahen Hause zu.

Bald brannte im gemütlichen Wohnzimmer die Lampe und verbreitete ihren wohligen Schein über die alten, lieben Bilder an den Wänden, die Daguerreotype, die Aquarellgemälde und das geschnitzte Familienwappen derer von Combaz, die seit über fünf Jahrhunderten hier ansässig waren.

Der letzte Combaz saß am Tische, den Kopf in die Hände gestützt und aß sein selbstzubereitetes Mahl, denn er hatte niemanden mehr, der ihm die Mahlzeit gekocht hätte. Seine Frau war vor bald dreißig Jahren gestorben, die einzige Toch-

ter lebte verheiratet in Lausanne und kam nur einmal monatlich auf Besuch zu ihm.

Ja, ja! Die frohen Tage im Familienkreise waren dahin. Bald würde die große Stimme des Abschieds auch ihn rufen, und dann wurde wieder ein Name der Gegend mehr aus dem Buche der Lebenden gelöscht. —

Wehmütig schaute Franz Ludwig nach dem Wappen, das zwischen zwei fünfsackigen Sternen die streitbare Armburst trug. Einst waren seine Vorfahren Armburstmacher der Herzöge von Savoyen gewesen, hatten sich im Kriege durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet.

Franz Ludwig dachte über sein langes Leben nach. Es hatte ihm viele gute, segensreiche Tage gebracht und auch viel Schweres und manch ein Herzeleid. Aber etwas war ihm, wie den andern, geblieben: die Heimat, die eigene Scholle, die auch er bebauen durfte und deren Früchte ihm geworden.

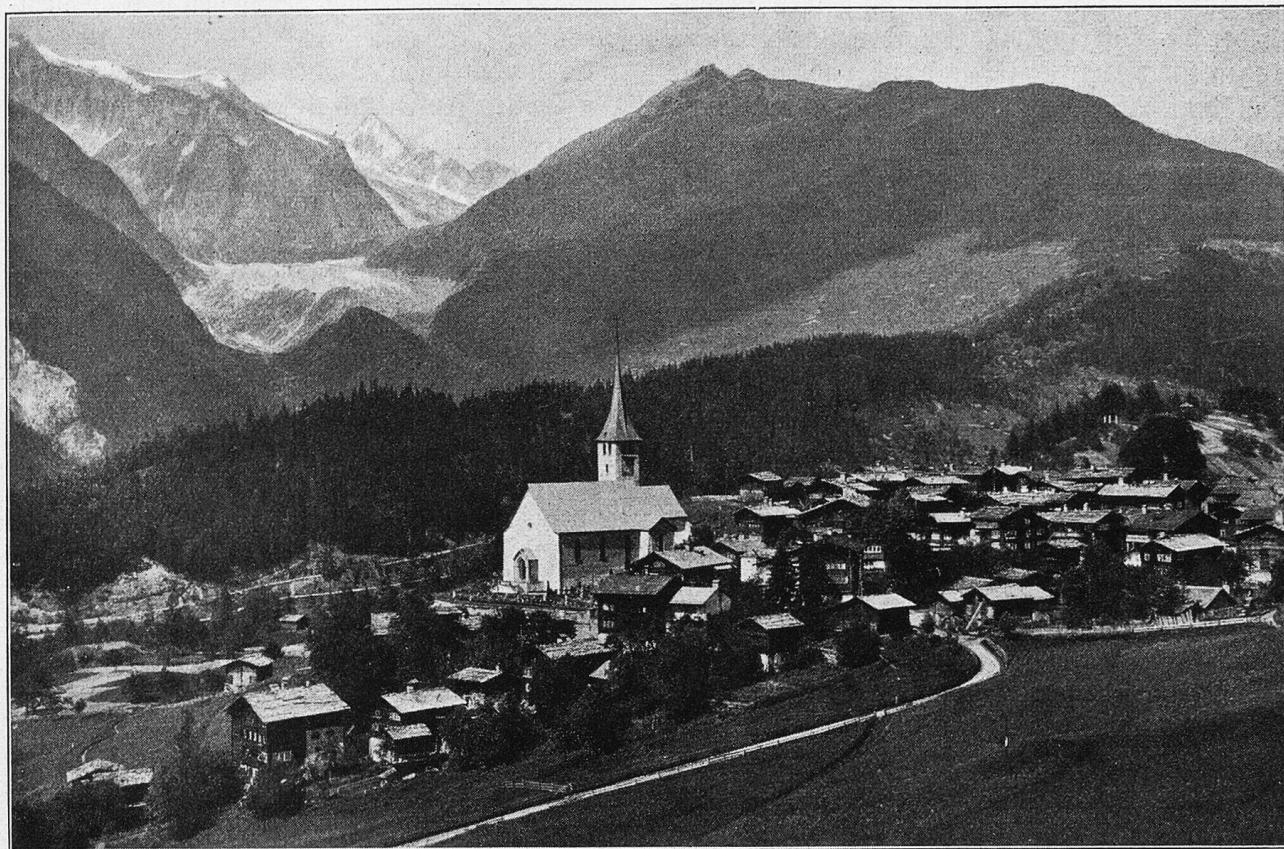
Auf einmal musste der alte Mann an seinen Tod denken. Wer würde nach ihm hier hausen, hier wirken? Ein Fremder, einer, der zum Lande hier herum kein rechtes, inniges Verständnis hatte, einer, der gar seine Arbeit lediglich aus Gewinnssucht betreiben wollte? Er schüttelte sich. Nein und nochmals nein! Das durfte nicht sein. Noch war er da, gesund und stark, noch gehörte er zu denen, deren Wort in der Gemeinde etwas galt. Er wollte wirken, so lange er es vermochte, wollte seinen Platz unter der Sonne ausfüllen, seinem Besitz treu bleiben, der sich so weithin dem Seeufer entlang ausdehnte und so schön war, wenn die Sonne auf ihn herabschien und die frischen Winde über ihn strichen. Alles, was er von hier aus sehen konnte, weit in der Runde, war sein! Fühlte man sich da nicht als kleiner König, als ein Herrscher?

Doch wollte ihn eine bittere Traurigkeit bekleichen. Warum musste er der Letzte seines Geschlechtes sein? Warum hatte ihm der Himmel keinen Sohn geschenkt? Er musste an seine alten wertvollen Pergamente denken, die dort in der Ecke in einer reichverzierten Truhe gilbten. Die Tochter würde sie bekommen, der Schwiegersohn. Aber er trug nicht seinen Namen, er war bloß eingehiratet, und was das Land, die Liebe zu Grund und Boden betraf, fehlte sie dem neu-modischen Herrn, der in seinem Geschäfte als Kaufmann wohl Tüchtiges leistete. Er besaß keine Pietät, lachte über Familiengeschichte als albernes, überlebtes nutzloses Zeug. Ihm galt nur der

schnelle Erwerb, der willkommene, immer anwachsende Reichtum. War denn das die Haupt-sache? Ein altes Geschlecht, wie das der Combaz, war doch gleichsam mit der Gegend zu einem Ganzen verwachsen, gehörte als integrierender Bestandteil zu ihm, verkörperte ein Stück Heimatkunde, einen Teil der Ortsgeschichte, die durch die Taten der Familie bereichert worden war. — Franz Ludwig legte die Rechte auf die Tischplatte, und nachdem er Teller und Schüssel mit der Linken beiseite geschoben, steckte er sich eine Zigarre an und griff nach dem Lausanner Blatte. Er versuchte zu lesen, sich in das Blatt zu vertiefen, las von den Grossratswahlen, von den Völkerbundssitzungen, aber er konnte dabei nicht warm werden. Alles schien ihm heutzutage so geschraubt, so gefünstelt und unwahr. Man machte so viele Worte, anstatt zu handeln wie früher. Man getraute sich nicht, zur Wahrheit zu stehen, man ging wie die Raie um den heißen Brei und regte sich über Nebensächlichkeiten auf, die man in den Tagen seiner Jugend kaum erwähnt hätte. Die Zeiten waren anders geworden. Die Menschen hatten sich verändert. Alles klebte bloß am äusseren Schein und ging nicht mehr in die Tiefe. Nur die Natur, die blieb immer die gleiche, war immer schön und groß, immer getreu. Jedes Frühjahr keimte es von neuem, jeder Sommer brachte Glut und Sonne, und im Herbste konnte man ernten, was man gesät. Ja, die Natur war das einzige, dessen man sich erfreuen konnte.

Bald war der Alte des Leseins müde. Er blickte hinaus in die stille, schweigsame Nacht. Hinter den Rochers de Nahe war groß und weiß der Mond aufgegangen und spiegelte nun seine Scheibe im Wasser des Sees. Und da musste Franz Ludwig an die fernen Tage zurückdenken, wo er als junger verliebter Mensch Arm in Arm mit seiner späteren Frau, Marie Rose, durch die Rebwege gewandert war, das Herz voller Pläne in die Zukunft, voller Glanz und Lebensfreude. Hatte das Leben ihm gehalten, was es versprochen? Zum Teil wohl. Doch der Sohn, der Träger seines Namens, der ersehnte Stammhalter, war ihm versagt geblieben . . .

Er blickte nach der Kirche neben der uralten verwitterten Pappel. Dort stand auf der Orgelempore die Familienbank mit dem Wappen, auf der sie früher Sonntag für Sonntag zu dritt gesessen und auf der er nun immer mutterseelenallein sitzen musste, als Letzter, als Absterbender einer einst zahlreichen Familie. Wie lange würde



Ernen im Oberwallis.

Phot. Huber, Bern.

es wohl noch gehen, und die uralte Bank, voll von Erinnerungen, würde den neugierigen Fremden nur noch als Wahrzeichen aus alten, vergangenen Tagen gezeigt werden.

Stiller Friede lag über dem Lande. Vom Friedhof her wehte der Duft blühender Rosen. Seine Marie Rose schlief ungestört unter dem efeuüberwucherten Steine, und selbst das Donnern der vorbeisausenden Simplonzüge vermochte sie nicht zu stören. Bald war sie dort unter dem grünen Rasen nicht mehr allein, die, welche so lange Freud und Leid mit ihm geteilt.

Aus der Ferne schimmerten die Lichter von Vivis herüber. Die Nacht war milde und klar. Franz Ludwig setzte sich auf die Bank vor dem Hause. Der Wind strich leise durch die Krone der hohen Linde. Es schlug elf Uhr. Das alles verlassen müssen! . . .

Sein vergangenes Leben und das seiner Väter stieg in ihm auf. Hier hatten sie und er gewirkt, bescheiden ausharrend, sich nicht hinaussehnend in die große, weite Welt, und waren dabei gut gefahren. Die Heimat war stärker gewesen als alle andern Verlockungen. Etwas wie

Ehrfurcht und Dank stieg in ihm auf. Sein Leben war reich, war schön gewesen! Geschlechter kamen und gingen, machten andern Platz. Das war ja der Lauf der Welt. —

Als es Mitternacht schlug, trat er ins Haus zurück. Noch lange saß er schreibend am Tisch. Er schrieb seine letzwillige Verfügung. All sein Hab und Gut verschrieb er seiner Tochter. Dem Bezirksspital, dem Waisenhaus und der Krippe machte er einige Vergabungen. Die Familienpergamente und Gemälde jedoch vermachte er der Abteilung „Alt Lausanne“ des dortigen Museums, denn da waren sie in guten Händen. Dann löschte er das Licht und begab sich zur Ruhe.

\*

Auf und ab, in regelmäßigm Gleichtakt bewegt Franz Ludwig seine Hacke und bearbeitet seinen Grund und Boden. Seit der Abschluss seines Testaments sind Monate vergangen, und der Herbst ist ins Land gezogen. Die Trauben hängen prall und reif an den Stöcken. Es liegt wie eine heilige Vollendung über dem Lande, über welchem tief und düster ein bleigrauer Himmel

mel hängt. Die Wälder stehen im gelben Herbstkleide, die Luft ist kühl geworden. Seit einigen Tagen fühlt sich der Greis elend und matt. Die Last der Jahre drückt ihn erdwärts, und mehr als sonst schaut er nach dem stillen kleinen Friedhof dort unten an der Kantonsstraße, als beschäftige er sich viel mit ihm. Langsam geht die Arbeit vonstatten. Nun legt er die Hacke beiseite. Wozu noch weiterhin Land roden und urbar machen! Er bringt es doch nicht mehr fertig. Er schreitet durch die Rebstöcke, bückt sich, betrachtet die Trauben, betastet die runden vollen Beeren. Das gibt einen guten Tropfen! — Unwillkürlich neht er sich mit der Zunge die welken Lippen. Wie schwer ihm heute die Arbeit fällt! Es ist doch nicht warm, und man braucht nicht zu schwitzen wie sonst. Etwas ausruhen möchte er. Aber nein! So lange es Tag ist, will er seine Pflicht tun. Nachher kann er dann noch lange genug schlafen, dort unter den ragenden dunklen Zypressen, zwischen den Marmorkreuzen und schweren, bemoosten Steinplatten. Um ihn breitet sich das Grau des nebligen Tages, das die Berge verhüllt. Groß und hager steht er da, grau in grau, ein Symbol der Treue bis zum Tode. Ein kurzes, hartes Hüsteln erschüttert ab und zu seinen Körper. Er ist zum Umfallen müde. Doch die Erde verlangt nach ihm, sie will gepflegt und gehegt sein, sie kennt keine Altempause. Also harrt er aus. Worauf er steht, ist ja eigener Grund und Boden, mit dem er in bald achtzig Jahren verwachsen ist, so eng und fest, daß beide immer mehr eins werden.

Er steht auf einer Anhöhe hoch über dem See. Steil fällt das Gelände ab. Franz Ludwig steht hochaufgerichtet da, dunkel im Grau des Tages, achtunggebietend, der Herr und Besitzer des Landes, der Sohn der Heimat, der er zeitlebens ge-

dient, in Frost und Hitze, bei Regen und Sonnenschein.

Es dunkelt schon. Sachte beginnt es zu regnen. Die Wolken senken sich tiefer herab, und es wird kühler. Wieder hebt der alte Mann seine Hacke. Er will doch noch etwas weiterarbeiten, er will für die Zukunft sorgen, für die, welche nach ihm kommen werden, denn einst werden auch hier schön in Reih und Glied Rebstöcke stehen, werden keimen, wachsen, reifen und Frucht bringen, Gott zur Ehre, den Menschen zum Segen.

Es regnet stärker, Franz Ludwig merkt es nicht. Auf und ab geht die Hacke, erst schneller und regelmäßiger, dann immer langsamer und in längeren Abständen. Doch auf einmal bleibt sie niedergesunken, wie sie ist und kommt nicht mehr in die Höhe. Auch der dunkle Schatten, den Franz Ludwig über den grauen Horizont geworfen, ist verschwunden. Reglos liegt er zwischen den weinschweren Reben, die Hacke in den verkrampften Händen, auf die gute, braune Erde gesunken, die er so sehr geliebt, mit der er nun eins geworden und in der er nach treu vollbrachter Arbeit den ewigen Frieden und den langen, wohlverdienten Schlaf finden wird.

Nach drei Tagen bestattet man den Lebten der Combaz unter großer Beteiligung aus nah und fern neben seiner vorausgegangenen Gattin Rose in der Familiengruft der de la Combaz auf dem Friedhof von St. Saphorin.

Und als die Erdschollen auf den Sargdeckel polterten, stahl sich ein Sonnenstrahl durch die herrlichen, wertvollen farbigen Glasscheiben der alten Kirche und schien golden auf die eingeschnitzte Armbrust des nun verlassenen Kirchenstuhles, auf dem der Verstorbene Sonntag für Sonntag gesessen und seiner Seele Andacht gefeiert hatte . . .

## Das Ausgeding.

Von Wilhelmine Baltinester.

Quist sitzt auf dem Hügel hinter seinem Bauernhof. Den Ellbogen auf dem Knie, das Kinn in der Hand, die Brauen zusammengezogen.

Babine, sein Weib, steht neben ihm. Forscht mit unruhig fragendem Blick in sein hartes, eckiges Gesicht, tut den Mund auf, begütigt:

„Ist nicht so schlimm, glaub' mir's, ins Ausgeding zu gehen! Wirst Frieden haben und endlich Ruh' nach den vielen schweren Arbeitsjahren! Wirst Dein gutes Essen haben und Dein

weiches Bett wie bisher, und kannst schlafen, bis die Sonne kommt, und weit darüber hinaus.“

„Schweig!“

„Ich kann nicht schweigen, Mann! Es muß ein Ende haben. Wenn Du weiter so trotzt und nicht ins Ausgeding willst, bleibt uns das Mädchen sitzen! Im nächsten Jahr ist sie dreißig!“

„Mach' sie nicht älter, als sie ist, Du! Erst neunundzwanzig wird sie im nächsten Jahr!“ fährt er sie an.